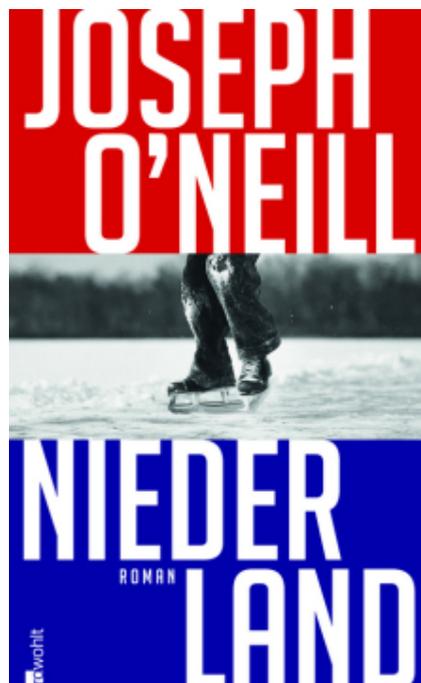


Leseprobe aus:

**Joseph O'Neill**

**Niederland**



Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf [rowohlt.de](http://rowohlt.de).

**A**n dem Nachmittag, bevor ich aus London nach New York abreiste – Rachel war schon sechs Wochen vorher hingeflogen –, war ich in meinem Kabuff damit beschäftigt, meine Besitztümer in Kartons zu verpacken, als ein leitender Angestellter der Bank, ein Engländer in den Fünfzigern, zu mir kam, um mir alles Gute zu wünschen. Ich war überrascht; er arbeitete in einem anderen Teil des Gebäudes in einer anderen Abteilung, und wir kannten einander nur vom Sehen. Trotzdem fragte er mich in allen Einzelheiten danach aus, wo ich zu wohnen gedächte («In der Watts? In welchem Block?»), und erging sich mehrere Minuten lang in Erinnerungen an sein Loft in der Wooster Street und seine Gänge ins «alte» Dean & DeLuca. Er gab sich keine Mühe, seinen Neid zu verhehlen.

«Wir werden nicht lange wegbleiben», versuchte ich mein Glück herunterzuspielen. Das war tatsächlich der Plan, den sich meine Frau ausgedacht hatte: ein bis drei Jahre in New York vorbeizuschauen und dann zurückzukommen.

«Das sagen Sie jetzt», meinte er. «Aber New York zu verlassen fällt sehr schwer. Und wenn man es dann doch tut ...» Lächelnd sagte er: «Ich vermisse die Stadt immer noch, und ich bin vor zwölf Jahren dort weggegangen.»

Jetzt war es an mir zu lächeln – teils aus Verlegenheit, weil er sich mit amerikanischer Offenheit geäußert hatte. «Tja, wir werden sehen», sagte ich.

«Ja», sagte er. «Das werden Sie.»

Seine Gewissheit irritierte mich, dabei war er eigentlich barmherzig – wie einer dieser Petersburger von ehemals, die es beruflich auf die falsche Seite des Urals verschlagen hat.

Aber wie sich herausstellte, hatte er in gewisser Weise recht. Nun, da auch ich diese Stadt verlassen habe, fällt es mir schwer, das Gefühl loszuwerden, dass das Leben mit dem

Makel der Nachmahd behaftet ist. Dieses Wort bezeichnet den zweiten Grasschnitt innerhalb einer Saison. Wenn man der Typ ist, der zu allgemeinen Beobachtungen neigt, könnte man sagen, dass New York City ein wiederholtes Nachmähen der Erinnerung verlangt – eine Art entschlossene Nachbearbeitung, die, wie man hört und verzweifelt hofft, den Effekt hat, alles Grasige auf handliche Länge zu stutzen. Denn es wächst natürlich nach. Das heißt keineswegs, dass ich wünschte, ich wäre wieder dort; und selbstverständlich wäre ich gern davon überzeugt, dass meine eigene Rückschau in gewisser Weise bedeutungsvoller ist als die jenes alten leitenden Angestellten, die mir damals, als ich ihr ausgesetzt war, auf nicht viel mehr als eine billige Sehnsucht hinauszulaufen schien. Doch inzwischen neige ich zu der Ansicht, dass es so etwas wie billige Sehnsucht nicht gibt, nicht einmal dann, wenn man wegen eines abgebrochenen Fingernagels weint. Wer weiß, was dem Mann dort drüben widerfahren ist? Wer weiß, was hinter der Geschichte steckte, wie er einmal Balsamicoessig kaufte? Er sprach über den Essig, als handelte es sich um einen Zaubersant, der arme Kerl.

Jedenfalls gab ich mir in den ersten beiden Jahren meiner Rückkehr nach England alle Mühe, den Blick von New York abzuwenden – immerhin war ich dort zum ersten Mal in meinem Leben unglücklich gewesen. Ich begab mich nicht persönlich dorthin zurück, und ich fragte mich auch nicht sehr oft, was aus einem Mann namens Chuck Ramkissoon geworden war, mit dem ich mich in meinem letzten Sommer an der Ostküste angefreundet hatte und der seither, wie das so ist, zur flüchtigen Gestalt geworden war. Dann, eines Abends in diesem Jahr, 2006, sitzen Rachel und ich zu Hause in Highbury. Sie ist in einen Zeitungsartikel vertieft. Ich habe ihn schon gelesen. Es geht darin um das Auftauchen einer Gruppe von Eingeborenen aus dem Regenwald des Amazonas in Kolumbien. Angeb-

lich haben sie genug von dem strapaziösen Dschungelleben, wenngleich vermerkt wird, dass sie immer noch nichts lieber tun als Affe zu essen, der zuerst gebraten und dann gekocht wird. Illustriert wird dies mit dem verstörenden Foto eines Jungen, der einen geschwärzten kleinen Schädel abnagt. Die Eingeborenen haben keine Ahnung von der Existenz eines Gastlandes namens Kolumbien und, für sie gefährlicher, von Krankheiten wie schlichter Erkältung oder Grippe, gegen die sie keine natürlichen Abwehrmechanismen besitzen.

«Hallo», sagt Rachel, «dein Eingeborenenstamm ist zum Vorschein gekommen.»

Ich lächle immer noch, als ich ans Telefon gehe. Eine Journalistin der *New York Times* fragt nach Mr. van den Broek.

Sie sagt: «Es geht um Kham, äh, Khamraj Ramkissoon ...?»

«Chuck», sage ich und setze mich an den Küchentisch. «Er heißt Chuck Ramkissoon.»

Sie erzählt mir, Chucks «Überreste» seien im Gowanus Canal gefunden worden. Er sei mit Handschellen gefesselt gewesen und offensichtlich Opfer eines Mordes geworden.

Ich sage gar nichts. Mir scheint, dass die Frau eine plumpe Lüge erzählt hat und mir schon eine Widerlegung einfallen wird, wenn ich nur lange genug darüber nachdenke.

Ihre Stimme sagt: «Haben Sie ihn gut gekannt?» Als ich keine Antwort gebe, sagt sie: «Hier steht irgendwo, Sie seien sein Geschäftspartner gewesen.»

«Das trifft es nicht», sage ich.

«Aber Sie haben doch zusammen Geschäfte gemacht, oder? Das steht jedenfalls in meinen Aufzeichnungen.»

«Nein», sage ich. «Da sind Sie falsch informiert. Er war bloß ein Freund.»

Sie sagt: «Aha – okay.» Man hört das Klicken einer Tastatur, im Gespräch tritt eine kurze Pause ein.

«So – können Sie mir irgendetwas über sein Milieu erzählen?»

«Sein Milieu?», sage ich, so verblüfft, dass ich ihre muhende Aussprache korrigiere.

«Sie wissen schon – mit wem er sich privat getroffen hat, in was für Schwierigkeiten er geraten sein könnte, irgendwelche zwielichtigen Gestalten ...» Mit leisem Lachen fügt sie hinzu: «Es ist ziemlich ungewöhnlich, was da passiert ist.»

Mir wird klar, dass ich verärgert, ja wütend bin.

«Ja», sage ich schließlich. «Da haben Sie eine ziemliche Geschichte in die Finger gekriegt.»

Am nächsten Tag erscheint ein kurzer Artikel im Lokalteil. Man hat festgestellt, dass Chuck Ramkissoons Leiche über zwei Jahre lang beim Gebäude des Home Depot zwischen Krebsen, Autoreifen und Einkaufswagen im Wasser gelegen hat, bis ein sogenannter Stadtaucher beim Filmen einer Schule von Streifenbarschen eine «makabre Entdeckung» machte. In der Woche darauf folgt ein Rinnsal von Fortsetzungen, keine davon informativ. Aber es ist offenbar interessant für Leser und beruhigend für bestimmte Traditionalisten, dass der Gowanus Canal immer noch mit einem Mordopfer aufwarten kann. Der alte Knabe steckt noch voller Leben, wie ein Kommentator es geistreich formuliert.

In der Nacht, nachdem wir die Neuigkeit erfahren haben, fragt Rachel, die neben mir im Bett liegt: «Wer ist eigentlich dieser Mann?» Als ich nicht sofort antworte, legt sie ihr Buch hin.

«Ach», sage ich, «ich habe dir bestimmt von ihm erzählt. Ein Cricket-Typ, den ich mal gekannt habe. Ein Typ aus Brooklyn.»

«Chuck Ramkisson?», spricht sie mir nach.

Ihre Stimme enthält einen Unterton von Distanziertheit, der mir nicht gefällt. Ich drehe mich von ihr weg auf die Seite und mache die Augen zu. «Ja», sage ich. «Chuck Ramkisson.»

**C**huck und ich begegneten uns zum ersten Mal im August 2002. Ich spielte Cricket im Randolph Walker Park auf Staten Island, und Chuck war als einer der beiden Unparteiischen da, die für ein Honorar von fünfzig Dollar ihre Dienste zur Verfügung stellten. An diesem Tag stand die Luft wie Gallerte, es war heiß und glasig, und es wehte keinerlei Wind, nicht einmal eine Brise vom Kill of Kull, der weniger als zweihundert Meter vom Walker Park entfernt vorbeifließt und Staten Island von New Jersey trennt. Weit weg, im Süden, hörte man das Gemurmel von Donner. Es war die Art von barbarisch schwülem New Yorker Nachmittag, die ein Verlangen nach den in Nordeuropa von dahinjagenden Sommerwolken geworfenen Schatten in mir weckte, ja sogar nach jenen Tagen, an denen man in zwei Pullovern Cricket spielt, unter einem kalten Himmel, der da und dort von blauen Fetzen gefleckt ist – genug, um eine Matrosenhose zu nähen, wie meine Mutter zu sagen pflegte.

Nach den Maßstäben, die ich anlegte, war der Walker Park ein sehr bescheidener Ort zum Cricketspielen. Das Spielfeld war und ist bestimmt noch immer nur halb so groß wie ein reguläres Cricketfeld. Das Outfield ist uneben und ständig überwuchert, selbst wenn es gemäht wird (einmal, als ich einem Ball nachjagte, stolperte ich beinahe über eine versteckte und für Cricketspieler Unheil verkündende Ente), und während richtiges Cricket, wie mancher es vielleicht nennen würde, auf einem Graswicket gespielt wird, besteht die Pitch im Walker Park aus Asche, nicht aus Rasen, und muss mit Kokosmatten abgedeckt werden; außerdem handelt es sich bei der Asche um helle, sandige Baseballasche, nicht um rote Cricketsasche, so dass man sich nicht darauf verlassen kann, dass das Verhalten des aufspringenden Balls lange berechenbar bleibt; und in dem Maße, in dem es berechenbar ist, fehlt es ihm an Abwechslung und Komplexität. (Wickets, die aus Erde und Gras bestehen,

stecken voller Möglichkeiten: Nur sie können dem Bowler das komplette Repertoire an Cutters, Spinners, Bouncers und Seamers abverlangen und es zur Geltung bringen, und nur diese wiederum können dem Batsman das komplette Repertoire an Abwehr- und Angriffsschlägen – von seinen mentalen Fähigkeiten ganz zu schweigen – abfordern und es auf die Probe stellen. Es gibt noch ein Problem: Große Bäume – Sumpfeichen, Roteichen, Tupelobäume und Linden – säumen dicht an dicht die Ränder des Walker Park. Jeder Teil dieser Bäume, selbst das kleinste herabhängende Blatt, muss als Teil der Boundary betrachtet werden, wodurch ein Zufallselement ins Spiel kommt. Oft wird ein Ball zwischen die Baumstämme rollen, und der Fielder, der ihm nachläuft, wird zuweilen verschwinden, sodass es, wenn er mit dem Ball in der Hand wiederauftaucht, zu einem lautstarken Streit darüber kommen wird, was genau passiert ist.

Nach lokalen Maßstäben jedoch ist der Walker Park eine attraktive Spielstätte. Dem Cricketfeld benachbart liegen die angeblich ältesten Tennisplätze in den Vereinigten Staaten, und der Park selbst ist auf allen Seiten von Häusern im viktorianischen Stil mit kunstvoll bepflanzten Gärten umgeben. Solange irgendwer zurückdenken kann, haben die Anwohner das gelegentliche Krachen eines Cricketballs toleriert, der wie eine meteorische Preiselbeere in ihrem blühenden Gesträuch einschlägt. Der Staten Island Cricket Club wurde 1872 gegründet, und seine Mannschaften spielen seit über hundert Jahren jeden Sommer auf diesem kleinen Grün. Bis in die zwanziger Jahre des vorigen Jahrhunderts gehörte der Walker Park dem Club. Heutzutage gehört das Gelände samt Clubhaus – ein auf die dreißiger Jahre des vorigen Jahrhunderts zurückgehendes Ziegelsteingebäude im Neo-Tudorstil, dessen Vorläufer abbrannte – zum Besitz des New York City Department of Parks and Recreation. Zu meiner Zeit wohnte auf dem Dachboden

angeblich ein Angestellter der Parkverwaltung, ein phantomhaftes Individuum, das man nie zu Gesicht bekam. Der Hauptraum war an einen Kindergarten vermietet, und nur der Keller und der ramponierte Umkleideraum wurden regelmäßig Cricketspielern zur Verfügung gestellt. Gleichwohl erfreut sich kein anderer New Yorker Cricketclub solcher Annehmlichkeiten oder einer so glorreichen Geschichte: Donald Bradman und Garry Sobers, die größten Cricketspieler aller Zeiten, haben im Walker Park gespielt. Der alte Platz ist auch seiner ruhigen Lage wegen vom Glück begünstigt. Andere Spielstätten, Plätze wie etwa der Idlewild Park, der Marine Park oder das Monroe Cohen Ballfield liegen in den Einflugschneisen von JFK. Anderswo, beispielsweise beim Seaview Park (der natürlich keinen Meeresblick hat) in Canarsie, wird die Lage nicht nur durch kreischende Flugzeuge, sondern auch durch das unaufhörliche Dröhnen des Belt Parkway beeinträchtigt, der Asphalt Schleife, die einen Großteil von Süd-Brooklyn vom Salzwasser trennt.

Allen diesen Naherholungsgebieten ist ein wildwucherndes Outfield gemeinsam, das die Kunst des Schlagens weitgehend untergräbt, eine Kunst, die darauf abzielt, den Ball mit jener eleganten Vielfalt von Schlägen über den Boden zu treiben, die zu meistern und zu bewahren ein geübter Batsman Jahre verbracht haben wird: dem Glance, dem Hook, dem Cut, dem Sweep, dem Cover Drive, dem Pull und all den anderen Früchten einer Technik, dazu ersonnen, den Ball wie durch Zauberei immer weiter bis ans entfernteste Ende des Spielfeldes rollen zu lassen. Man spiele solch orthodoxe Schläge in New York, und der Ball wird höchstwahrscheinlich in dem verunkrauteten Gewirr des Bodenbewuchses hängenbleiben. Gras, wie ich es verstehe – ein duftendes, auf wundersame Weise für sportlichen Zeitvertreib geeignetes Gewächs –, gedeiht hier nur mit Mühe. Und wenn denn einmal etwas

Grünes, Grasähnliches wächst, wird es nicht kurz gehalten, wie es das Cricket erfordert. Infolgedessen wird der Batsman in Verletzung der ersten Regel des Schlagens gezwungen, den Ball in die Luft zu schmetterern («tief zu gehen», wie wir unter Entlehnung des Baseballbegriffs sagen würden), wodurch das Schlagen zum reinen Glücksspiel wird. Folglich wird auch das Fielding verzerrt, weil die Fielder rasch aus ihren Infield-Positionen – Point, Extra Cover, Midwicket und so weiter – an ferne Standorte an der Boundary gezwungen werden, wo sie teilnahmslos herumstehen. Es ist, als wäre Baseball ein Spiel um Home Runs anstatt um Base Hits und die Basemen würden auf Plätze tief im Outfield gestellt. Diese degenerierte Version des Sports – Buschcricket, wie es Chuck mehr als einmal abfällig nannte – fügt dem Spiel einen Schaden zu, der vor allem ästhetischer Natur ist: Der amerikanischen Abart fehlt es an der Schönheit des auf einem Rasen von geeigneten Abmessungen gespielten Cricket, wo die weißgekleideten Infielder, schwanengleich über das weite Oval gleitende Gestalten, immer wieder wie ein Mann ringförmig auf den Batsman zustreben und sich immer wieder auf ihre Ausgangspositionen zurückverteilen, ein sich wiederholender, pulmonaler Rhythmus, als atmete das Feld durch seine leuchtenden Besucher.

Das heißt nicht, dass das New Yorker Cricket keinen Charme besäße. Eines Sommernachmittags vor Jahren saß ich mit Rachel in der Bronx in einem Taxi. Wir waren unterwegs, um Freunde in Riverdale zu besuchen, und wir fuhren den Broadway hinauf, der sich viel weiter nach Norden erstreckt, als mir klar gewesen war.

«Ach! Sieh mal, Liebling», sagte Rachel.

Sie zeigte nach rechts. Unmengen von Cricketspielern wimmelten über ein Stück offener Parklandschaft. Sieben oder acht Spiele mit jeweils elfköpfigen Mannschaften wa-

ren auf einem Gelände im Gange, das eigentlich nur groß genug für drei bis vier Spiele war, sodass die diversen Spielfelder, die durch rote Pylone, Trampelpfade, Abfalleimer und Styroporbecher markiert waren, einander auf verwirrende Weise überlappten. Männer in Weiß aus einem Spiel mischten sich unter Männer in Weiß aus einem anderen, eine Fülle von Bowlern ließen gleichzeitig in der typischen windmühlenhaften Bewegung den Arm herumwirbeln, eine Vielzahl von Batsmen schwang zugleich das flache Schlagholz aus Weide, und von milchweißen Sprintern gejagte Bälle flogen in alle Richtungen. Zuschauer umringten die Plätze. Einige saßen unter den Bäumen, die den Park zum Broadway hin säumten; in der Ferne, wo der Rand des Common dicht mit hohen Bäumen bestanden war, hatten sich andere an Picknicktischen zusammengefunden. Kinder wuselten, wie man so sagt, durcheinander. Von unserer erhöhten Warte aus präsentierte sich die Szenerie – der Van Cortlandt Park an einem Sonntag – als fröhlicher Wirrwarr, und während wir vorbeifuhren, sagte Rachel: «Es wirkt wie ein Breughel.» Ich lächelte sie an, weil sie vollkommen recht hatte, und ich weiß noch, dass ich ihr die Hand auf den Bauch legte. Es war Juli 1999. Sie war im siebten Monat mit unserem Sohn schwanger.

Der Tag, an dem ich Chuck kennenlernte, war drei Jahre später. Wir, Staten Island, spielten gegen eine Truppe aus St. Kitts – Kittianer, wie sie heißen, als handelte es sich um Angehörige irgendeines esoterisch-technischen Berufs. Meine Mannschaftskameraden stammten jeweils aus Trinidad, Guyana, Jamaika, Indien, Pakistan und Sri Lanka. In jenem Sommer 2002, als ich nach jahrelanger Abstinenz aus Einsamkeit zum ersten Mal wieder spielte, und im Sommer darauf sah ich außer mir keinen einzigen Weißen auf den Cricketplätzen von New York.

Vor einer Weile hatte die Parkverwaltung in der Südwest-

ecke des Walker Park ein Baseballfeld angelegt, das uns den Platz streitig machte. Cricketspieler durften erst nach Beendigung jedes offiziellen Softballspiels aufs Feld. (Softball, bemerkten meine Mannschaftskameraden und ich mit einem Hauch von Snobismus, war ein Zeitvertreib, bei dem es anscheinend darum ging, volley geworfene Bälle – die einfachsten Bälle, die ein Cricket-Batsman je bekommt – zu treffen und mit Hilfe eines Handschuhs weiche Bälle zu fangen, wozu wenig von der Geschicklichkeit und nichts von dem Mut gehörte, die man braucht, um mit bloßen Händen den steinharten roten Cricketball zu fangen.) Die Partie gegen die Kittianer, die um ein Uhr beginnen sollte, fing erst eine Stunde später an, als die Softballspieler – ältere, übergewichtige Männer, ähnlich wie wir – sich endlich trollten. Mit dieser Verzögerung nahmen auch die Probleme ihren Anfang. Die Kittianer brachten eine große Schar von Fans mit, vielleicht an die vierzig Leute, und die Verspätung machte sie unruhig, weshalb sie sich mit größerer Ausgelassenheit, als es üblich war, zu amüsieren begannen. Eine Gruppe scharte sich um einen Toyota, der am Delafield Place, am Nordrand des Spielfeldes, geparkt war, und die Männer bedienten sich aus einem Kühlbehälter hemmungslos mit alkoholischen Getränken, schrien herum und klopfen im Rhythmus des Soca, der penetrant aus den Boxen des Toyota dröhnte, mit Schlüsseln gegen ihre Bierflaschen. Aus Angst vor Beschwerden ging unser Vorsitzender, ein Blazer tragender Mittsiebziger aus Barbados mit Namen Calvin Pereira, zu den Männern hin und sagte lächelnd: «Meine Herren, Sie sind herzlich willkommen, aber ich muss Sie ersuchen, etwas mehr Zurückhaltung zu wahren. Wir möchten keinen Ärger mit der Parkverwaltung. Darf ich Sie bitten, die Musik abzustellen und zu uns aufs Feld zu kommen?» Die Männer fügten sich nach und nach dieser Aufforderung, aber hinterher war man sich darin einig, dass dieser Vorfall zu der Konfrontation bei-